

Nico Buschmann

**GOTT
IST
ANDERS**
ALS DU
DENKST

**Auf dem Weg
zu einem ehrlichen Glauben**

Luther-Verlag

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-7858-0964-8

© Luther-Verlag, Bielefeld 2026

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Umschlaggestaltung: tiefschwarz und edelweiß, Hagen (tsew)

Satz: Luther-Verlag GmbH, Bielefeld

Druck und Bindung: Print Best OÜ, Viljandi 71010

Printed in Estonia

Inhalt

Vorwort.	7
Teil I: Der Weg	13
1. Könige 19 – Ein Klang, der eigentlich Stille ist	15
Kapitel 1: Der Punk, das Gebet und die Wand	25
Kapitel 2: Drei Sprachen, viele Jobs und Fragen, die bleiben	35
Teil II: Die Bibel	41
Apostelgeschichte 8,26–40 – Der Mann, der nicht verstehen konnte	43
Kapitel 3: Das Christentum als Buchreligion	49
Kapitel 4: Was ist die Bibel? – Viele Schnipsel!	51
Kapitel 5: Voltaire und die Frauen	59
Kapitel 6: Schriften, die nicht vom Himmel fallen	65
Kapitel 7: Unsere schöne Kultur-Brille	69
Kapitel 8: Was machen wir jetzt damit – Geschichten	77
Kapitel 9: Wer ist eigentlich dieser Gott?	87

Kapitel 10: Ein Gott, der existiert – existiert nicht	93
Kapitel 11: Der Grund allen Seins	97
 Teil IV: Jesus	 111
Johannes 4,1-26 – Der Brunnen, an dem alles aufbricht	113
Kapitel 12: Jesus, der Mensch	121
Kapitel 13: Jesus, der Christus.	135
Kapitel 14: Jesus und die Sünde	145
Kapitel 15: Jesus, Retter.	159
Kapitel 16: Die Auferstehung	169
Kapitel 17: Der Himmel und eine leere Hölle	177
Kapitel 18: Das Reich Gottes.	193
 Teil V: Progressiv glauben	 201
Johannes 13,1-17 – Der Abend, an dem Jesus sein Gewand ablegte . . .	203
Kapitel 19: Eine Vorbemerkung zu diesem Teil des Buches	209
Kapitel 20: Progressiv Kontakt suchen – das Gebet	211
Kapitel 21: Die zweite Naivität und das öffentliche Beten.	221
Kapitel 22: Progressiv feiern – der Gottesdienst	229
Kapitel 23: Progressiv essen – das Abendmahl	239
Kapitel 24: Progressiv eintauchen – die Taufe	249
 Nachwort	 257
Bibelstellenregister	259
Der Autor	263

Vorwort

Neunzig Sekunden. So lange dauert in der Regel eines meiner Instagram-Reels. Neunzig Sekunden, in denen ich versuche, etwas über Gott zu sagen, das ehrlich ist. Etwas über die Bibel, das über den Religionsunterricht hinausgeht. Etwas über Jesus, das nicht sofort in einer Dogmatikvorlesung endet. Neunzig Sekunden – und dann scrollt der Daumen weiter.

Ich mache das jetzt schon seit einigen Jahren. Als @einschpunk versuche ich auf Instagram, Theologie so zu erzählen, dass sie Menschen erreicht, die mit Kirche vielleicht nichts mehr am Hut haben, aber trotzdem spüren, dass es da Fragen gibt, die sich nicht erledigen, nur weil man aufgehört hat, in den Gottesdienst zu gehen. Fragen nach Sinn, nach Tiefe, nach dem, was trägt, wenn nichts mehr trägt. Und ich merke: Diese Fragen sind da. Bei sehr vielen Menschen. Bei weitaus mehr, als die leeren Kirchenbänke vermuten lassen.

Aber neunzig Sekunden reichen einfach nicht. Das habe ich immer wieder gemerkt und vor allem auch gehört. In den Kommentaren, in Nachrichten, in Gesprächen nach Vorträgen. Immer wieder dieselbe Frage: »Gibt es

das, was du da erzählst, auch irgendwo zum Nachlesen? Ein Buch vielleicht, das progressive Theologie verständlich erklärt, ohne dass man erst sechs oder sieben Jahre studiert haben muss?«

Die Antwort war lange: Nein. Jedenfalls weniger im deutschsprachigen Raum. Es gibt wunderbare Bücher von John Shelby Spong, von Marcus Borg, von Rob Bell – allesamt auf Englisch geschrieben, für einen angelsächsischen Kontext, für eine andere kirchliche Landschaft. Und es gibt natürlich hervorragende deutschsprachige Theologie, aber die ist meistens für Menschen geschrieben, die sich im akademischen Leben zu Hause fühlen. Zwischen diesen beiden Welten klafft eine Lücke. Eine Lücke für alle, die Theologie auf Deutsch lesen wollen, die keine Scheu vor ehrlichen Fragen haben, aber auch keine Lust auf Fußnotenmarathons¹. Dieses Buch versucht, diese Lücke zu füllen.

Wir leben in einer Zeit, in der wir selbstverständlich ein Gerät aus der Tasche ziehen, um in Echtzeit mit Menschen auf der anderen Seite des Planeten zu sprechen. Wir fliegen ins All, operieren mit Robotern, entschlüsseln das menschliche Genom. Unser gesamter Alltag ist durchdrungen von einem Weltbild, das auf Naturgesetzen, Vernunft und Erfahrung beruht. Und dann betreten wir am Sonntag eine Kirche – und sollen plötzlich glauben, dass ein Mensch über Wasser gelaufen ist, dass Gott den Regen schickt und den Krebs heilt, dass ein toter Körper nach drei Tagen wieder lebendig wurde, so als wäre nichts gewesen.

1 Es gibt natürlich trotzdem ein paar Fußnoten.

Ich sage nicht, dass man das nicht glauben darf. Ich sage, dass man es irgendwann nicht mehr glauben kann, ohne einen Preis dafür zu zahlen. Und dieser Preis ist hoch. Denn entweder trennt man das Religiöse komplett von der Welt, in der man tatsächlich lebt – Glaube hier, Alltag dort, und dazwischen eine Wand. Oder man muss erhebliche kognitive Verrenkungen vornehmen, um alte Glaubenssätze irgendwie noch mit dem zusammenzubringen, was man längst über die Welt weiß. Beides führt am Ende, so denke ich, dazu, dass der Glaube entweder irrelevant wird oder unehrlich. Und beides erklärt, warum so viele Menschen der Kirche den Rücken kehren.

Aber was, wenn das nicht das Ende sein muss? Was, wenn der Glaube nicht daran hängt, ob man bestimmte Sätze für historisch wahr hält? Was, wenn es eine Möglichkeit gibt, dass die Bibel tiefer wird, anstatt flacher? Was, wenn Gott größer wird, nicht kleiner, wenn man aufhört, ihn sich als personelles Gegenüber vorzustellen? Was, wenn das Christentum gerade dann lebendig wird, wenn man es von den dogmatischen Zumutungen befreit, die so viele Menschen daran hindern, überhaupt noch zuzuhören?

Darum geht es in diesem Buch.

Ich wollte ein Buch schreiben, das verständlich ist. Kein Fachbuch, keine Dogmatik, keine Abhandlung mit griechischen Vokabeln in den Fußnoten. Sondern ein Buch, das man lesen kann, ohne Theologie studiert zu haben, und das trotzdem nicht an der Oberfläche bleibt.

Ich wollte ein Buch schreiben, das ehrlich ist. Eines, das nicht so tut, als wären die Fragen, die die Aufklärung und die historische Bibelforschung an den christlichen Glauben stellen, irgendwie an uns vorbeigegangen.

Und ich wollte ein Buch schreiben, das zeigt, dass Glaube auch heute relevant sein kann – wenn wir anfangen, ihn neu zu denken. Und es nicht beim Denken belassen, sondern fragen, was das konkret für die evangelische Kirche heißt: für das Gebet, für den Gottesdienst, für das Abendmahl, für die Taufe, für das ganz normale Leben.

Dieses Buch richtet sich an alle, die zweifeln und suchen; die sich vielleicht schon vom Glauben verabschiedet haben oder kurz davorstehen. An alle, die bei dem Wort »Gott« zusammenzucken, weil sie dabei an einen alten Mann im Himmel denken, der Gebete erhört und Naturkatastrophen zulässt. Dieses Buch sagt: Ihr habt Recht, an diesem Gott zu zweifeln. Diesen Gott gibt es nicht. Aber es gibt etwas anderes, und das ist es wert, entdeckt zu werden.

Dieses Buch richtet sich aber genauso an alle, die sich ihres Glaubens sicher sind – und die den Mut haben, eine andere Perspektive einzunehmen. Nicht, um den eigenen Glauben zu zerstören, sondern um ihn vielleicht tiefer zu verstehen. Denn progressive Theologie ist keine Theologie des Weniger, sondern des Mehr: mehr Tiefe, mehr Ehrlichkeit, mehr Relevanz.

Vielleicht noch ein paar Hinweise zu diesem Buch:

Der Text ist in fünf Teile gegliedert, und jeder Teil beginnt mit einer biblischen Geschichte, die ich auslege – progressiv, historisch-kritisch und so, wie ich sie tatsächlich verstehe. Ich mache das, weil ich davon überzeugt bin, dass biblische Geschichten selbst der beste Ausgangspunkt für eine progressive Theologie sind. Man muss ihnen nur zuhören, anstatt sie mundtot zu machen.

Das Buch beginnt autobiografisch – mit meinem Weg zum Glauben, der ziemlich anders verlief, als man es sich bei einem Pfarrer vielleicht vorstellt. Von dort aus arbeite ich mich durch die großen Themen: Was ist die Bibel, wenn man sie ehrlich liest? Wer oder was ist Gott? Wer war Jesus? Worauf können wir hoffen? Und schließlich die Frage, die mir am wichtigsten ist: Was heißt das alles ganz konkret – für das Gebet, den Gottesdienst, das Abendmahl, die Taufe? – Für dein Handeln, deinen Alltag? Denn progressive Theologie, die nur im Kopf stattfindet, ist am Ende genauso leblos wie die Dogmen, die sie hinter sich lässt.

Ein Wort noch, bevor es losgeht. Dieses Buch ist kein akademisches Werk. Es ist persönlich, stellenweise erzählerisch, manchmal laut und manchmal leise. Es ist der Versuch, das, was ich in meinem Studium, in meiner Gemeindegarbeit und in tausenden von Gesprächen mit Menschen über Social Media gelernt habe, in eine Sprache zu bringen, die nicht ausschließt. Es kann sein, dass du manches anders siehst. Es kann sein, dass dich manches provoziert. Es kann sogar sein, dass ich in einigen Punkten absolut falsch liege. Aber wenn dieses Buch dich zum Nachdenken bringt – wenn es dich dazu einlädt, deine eigenen Fragen ernst zu nehmen, statt sie wegzudrücken – dann hat es erreicht, was es tun sollte.

Denn am Ende glaube ich: Der Glaube stirbt nicht an den Fragen.

Er stirbt an der Weigerung, sie zu stellen.

Köln, im Mai 2026

Pfarrer Nico Buschmann

TEIL I

Der Weg

1. KÖNIGE 19

Ein Klang, der eigentlich Stille ist

Bevor dieses Buch richtig anfängt, möchte ich eine Geschichte erzählen. Eine alte Geschichte. Eine, die in gewisser Weise der Schlüssel ist zu allem, was danach kommt. Man muss sie nicht sofort verstehen. Man muss sie vielleicht einfach nur lesen und dann schauen, was sie mit einem macht, während man weiterliest.

Die Geschichte steht im Ersten Buch der Könige, Kapitel 19. Sie handelt von einem Mann namens Elia. Einem Propheten – also quasi einem Rockstar des antiken Israel. Damals ist Israel religiös zerrissen. Die einen halten mit Elia an Gott fest. Die anderen ziehen mit König Ahab und Königin Isebel los und verehren die Konkurrenzgötter Baal und Aschera. Die Geschichte handelt nun davon, wie Elia Gott begegnet. Oder besser: wie er Gott *nicht* begegnet. Und genau da wird es interessant.

Aber von vorne.

Elia hat gerade den vielleicht größten Sieg seiner Karriere eingefahren. Auf dem Berg Karmel hat er es im Alleingang mit 450 Baalspriestern aufgenommen – und gewonnen. Feuer vom Himmel, das volle Programm. Wenn das ein Film wäre, würde jetzt der Abspann laufen und Elia würde im Son-

nenuntergang davonreiten. Doch stattdessen passiert etwas, das für die Bibel erstaunlich ehrlich ist: Königin Isebel, seine Gegenspielerin in dieser Geschichte, droht ihm mit dem Tod. Und Elia – dieser große, mächtige Prophet – rennt weg. Er flieht in die Wüste, legt sich unter einen Ginsterstrauch und sagt einen Satz, der mich jedes Mal wieder trifft: »*Es ist genug.*«

Ich denke nicht, dass das lediglich ein theologisches Statement ist. Da ist ein Mann am Ende. Fertig. Leer. Ausgebrannt. Er hat alles gegeben und es hat nichts geändert. Der große Gottesbeweis auf dem Karmel? Hat offenbar niemanden wirklich überzeugt. Die Welt ist immer noch so, wie sie vorher war. Und Elia will nicht mehr.

Ich glaube, jeder Mensch kennt dieses Gefühl. Dieses *Es ist genug*. Vielleicht nicht so dramatisch wie bei Elia, aber dieses Gefühl, dass man etwas wirklich versucht hat und es einfach nicht reicht und denkt: *Wozu eigentlich?* Dieses Gefühl, wenn das Leben einen an einen Ort stellt, den man sich nicht ausgesucht hat, und man keine Ahnung hat, wie es von hier aus weitergehen soll.

Gott schickt Elia daraufhin zum Horeb. Das ist der Gottesberg – der Ort, an dem Mose die Zehn Gebote empfangen hat. Also quasi der heiligste Ort, den man sich im alten Israel vorstellen konnte. Und dort soll Elia sich hinstellen, denn – so heißt es – *der Herr wird vorübergehen*.

Jetzt passiert das, was diese Geschichte so besonders macht.

Es zieht ein gewaltiger Sturm auf. So ein richtiger Sturm, der Felsen zerreißt. Und der Text sagt: *Aber der Herr war nicht im Sturm*.

Dann ein Erdbeben. Der Berg bebt, alles wackelt. Und wieder: Aber der Herr war nicht im Erdbeben.

Dann Feuer. *Aber der Herr war nicht im Feuer.*

Dreimal hintereinander. Dreimal das volle Spektakel – und dreimal: Nein. Gott ist hier nicht.

Was jetzt? Nun kommt etwas, das im Hebräischen so wunderschön klingt, dass ich es kaum übersetzen kann: *Kol d'mamah dakkah* (דְּקָה דְּמָמָה (קול דְּמָמָה)). Martin Buber, der große jüdische Religionsphilosoph, hat das übertragen mit »*Stimme verschwebenden Schweigens*«. Luther macht aus denselben Worten »*ein stilles, sanftes Sausen*«. Ich versuche es mal so: ein Klang, der eigentlich Stille ist. Eine Stimme, die fast nicht da ist. So dünn, so fein, dass man sie auch überhören könnte.

Und genau da – nicht im Sturm, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, sondern in diesem Fast-Nichts – genau da verhüllt Elia sein Gesicht. Weil er erkennt: *Jetzt. Jetzt ist es da* (Gott, das Heilige, das Transzendente).

Um zu verstehen, warum diese Stelle so besonders ist, muss man wissen, was der Text hier tut. Und genau hier gehen konservative und progressive Exegese (also die Auslegung des Textes) deutlich auseinander.

In der traditionellen, eher konservativen Lesart wird die Horeb-Szene oft als eine Art besondere Gottesoffenbarung verstanden: Gott *entscheidet sich*, diesmal leise zu kommen. Er *könnte* im Sturm sein, wählt aber die Stille. So wie ein Lehrer, der mal leise spricht, damit die Klasse aufhört. Gott bleibt dabei der souveräne Herrscher, der seine Erscheinungsform frei wählt – mal laut, mal leise, je nach pädagogischer Absicht. Man

lernt daraus: Gott ist vielseitig. Manchmal kommt er anders, als man erwartet. Schöne Predigt, nächste Stelle bitte.

Aber wenn man sich anschaut, was der Text eigentlich *macht*, dann passiert hier etwas viel Radikaleres.

Der Text ruft nämlich ganz bewusst die klassischen Theophanie-Zeichen des Alten Testaments auf. »Theophanie« – so nennen wir es, wenn Gott in Erscheinung tritt. Sturm, Beben, Feuer. Genau so kommt Gott am Berg Sinai in 2. Mose 19, als Mose die Zehn Gebote empfängt. Genau so zeigt er sich bei Elia selbst auf dem Karmel, wenige Kapitel zuvor. Das sind die bekannten Visitenkarten Gottes. Das volle Programm. Die Urgewalt. Und der Text nimmt diese Visitenkarten, legt sie auf den Tisch – und sagt dreimal: *Nein. Dort ist Gott nicht.*

Das ist kein stilistischer Kniff. Das ist eine bewusste Korrektur der eigenen Tradition. Die Bibel schaut zurück auf alles, was Israel bisher über Gottes Erscheinen erzählt hat, und sagt: So nicht. Nicht mehr.

Wer historisch-kritisch arbeitet – also fragt, *wann* und *warum* ein Text so geschrieben wurde, statt ihn einfach als Tatsachenbericht zu lesen –, der erkennt hier eine innerbiblische grundlegende Neuausrichtung². Die Bibel

- 2 Das ist übrigens kein Einzelfall. Die Bibel korrigiert ihre eigenen Gottesbilder immer wieder. Zwei Beispiele: Der Dekalog (10 Gebote) redet noch von einem »eifernden Gott, der die Schuld der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied« (Ex 20,5) – also eine Form der Generationenhaftung. Jahrhunderte später hält Ezechiel das nicht mehr aus: »Ein Sohn soll nicht tragen die Schuld des Vaters« (Ez 18,20). Oder in 2. Samuel 24,1 ist es Gott, der David zur Volkszählung verleitet. Gott selbst stiftet zur Sünde an. Der Chronist erzählt dieselbe Episode Jahrhunderte später und schreibt um: »Der Satan stand auf gegen Israel und reizte David« (1. Chr 21,1). Aus Gott wird ein Satan, damit das Bild noch trägt.

korrigiert sich selbst. Sie dekonstruiert ihr eigenes Gottesbild. Das ist übrigens ein Punkt, an dem man konservativ Glaubende oft dabei erwischte, wie sie den Text zähmen. Wenn man sagt »Gott kommt halt diesmal leise«, dann verpasst man, wie radikal der Text seine eigene Tradition in Frage stellt. Dann macht man aus einem Erdbeben eine Stilfrage.

Progressive Exegese nimmt den Text beim Wort. Und beim Wort genommen verabschiedet dieser Text den Interventionsgott. Den Gott, der von außen in die Welt einbricht, der Feuer schickt und Berge beben lässt, der die Naturgesetze zur Seite schiebt, wenn es ihm passt. Der Text selbst sagt: In Sturm, Beben und Feuer ist Gott nicht (mehr) zu finden.

Das hat Konsequenzen. Denn wenn Gott nicht der ist, der spektakulär von außen eingreift – was bleibt dann?

Hier wird die Übersetzung zum Fragezeichen – und zum Geschenk.

Kol d'mamah dakkah. Dieses hebräische Wortgebilde ist fast ein Widerspruch in sich. *Kol* bedeutet »Stimme« oder »Klang« – etwas Hörbares. *D'mamah* bedeutet »Stille«, »Schweigen«. *Dakkah* bedeutet »fein«, »dünn«, fast nichts. Die griechische Übersetzung, die sogenannte Septuaginta (abgekürzt LXX), macht daraus *phonē auras leptēs* (φωνὴ αὔρας λεπτῆς) – »Stimme eines feinen Wehens«. Wie auch immer man es dreht: Es ist etwas, das man überhören könnte. Das man auch für nichts halten könnte.

Der Text stellt eine grundlegendere Frage: Was, wenn das Heilige sich grundsätzlich nicht als Einbruch von außen zeigt? Was, wenn es nicht das Spektakuläre ist, sondern etwas viel Leiseres, viel Näheres – etwas, das nur

dann hörbar wird, wenn der Donner endlich aufhört? Nicht eine alternative Erscheinungsform desselben Donnergotts. Sondern etwas ganz anderes.

Das *Kol d'mamah dakkah* ist kein Beweis. Es ist kein Argument. Kein überwältigendes Erlebnis. Es ist so dünn und so fein, dass man es auch für Einbildung halten könnte. Und trotzdem verhüllt Elia sein Gesicht. Weil es reicht. Weil in diesem Fast-Nichts etwas steckt, das tiefer geht als alles, was Sturm und Feuer je hätten liefern können.

Die meisten Alttestamentler:innen datieren den Elia-Zyklus – also die Kapitel 17 bis 19 im 1. Buch der Könige – in die Zeit der sog. *deuteronomischen Redaktion*, grob ins 7. bis 6. Jahrhundert vor Christus. Das ist keine Kleinigkeit, denn ohne diesen Punkt versteht man den Text nicht.

Es ist eine Zeit großer Umbrüche. Das Nordreich Israel ist zerstört. Juda steht unter militärischem Druck. Daran wird die Frage festgemacht, ob der eigene Gott wirklich stärker ist als die Götter der Nachbarvölker. Es ist eine Zeit, in der alte Gewissheiten zerbrechen und das vertraute Bild von einem mächtigen, eingreifenden Gott plötzlich nicht mehr aufgeht.

Und hier zeigt sich ein fundamentaler Unterschied in der exegetischen Methode.

Wer den Text als historischen Bericht liest, braucht nicht weiterzufragen: So war es, Punkt. Aber wer fragt, für wen diese Geschichte erzählt wird – wer fragt, was die Menschen damals brauchten, die sie hörten –, der stößt auf etwas anderes. Und die Antwort liegt nah: Es sind Menschen in der Krise. Menschen, deren alte Gottesbilder nicht mehr tragen. Men-

schen, die den Gott des Spektakels gesucht haben – in ihren Tempeln, in ihren Ritualen, in ihren Hoffnungen auf politische Rettung – und ihn nicht finden konnten. Die Geschichte sagt ihnen: Das liegt nicht daran, dass Gott nicht da ist. Es liegt daran, dass ihr ihn an der falschen Stelle sucht.

Auch der Ort selbst ist bedeutsam. Der Horeb ist der Berg Sinai. Elia geht dorthin zurück, wo alles angefangen hat – zurück zu Mose, zurück zu den Anfängen des Glaubens. Aber er findet dort nicht, was Mose gefunden hat. Keinen Donner, keinen Blitz, keine Gesetzestafeln, keinen Feuergott, der die Erde erzittern lässt. Er findet etwas, das die Tradition so noch nicht kannte. Und der Text sagt damit etwas, das mich bis heute nicht loslässt: Glaube ist kein Festhalten am Alten. Glaube ist ein Weitergehen. Zurück zu den Wurzeln, ja – aber um dort etwas Neues zu entdecken.

Ich habe das Gefühl, dass genau das der Grund ist, warum so viele Menschen heute mit dem Glauben nichts anfangen können. Weil wir ihnen den falschen Gott verkauft haben. Den Gott des Spektakels. Den Gott, der eingreift, der heilt, der straft, der lenkt. Den Gott, den man nur laut genug anbeten muss, damit er liefert. Und wenn Menschen diesen Gott dann suchen – in ihrem Leid, in ihrer Leere, in den Momenten, in denen alles zusammenbricht – und nichts finden, kein Zeichen, kein Wunder, nicht mal ein kleines Lichtflackern, dann sagen sie: *Es gibt keinen Gott*. Und ich kann sie verstehen. Diesen Gott gibt es tatsächlich nicht. Der Text sagt es selbst.

Aber es gibt etwas anderes. Etwas, das sich nicht beweisen lässt und sich jeder Definition entzieht. Etwas, das so leise ist, dass man es nur hört,

wenn man aufhört, nach dem Donner zu suchen. Das man vielleicht erst viel später als das erkennt, was es war.

Was mich an dieser Geschichte so fasziniert: Die große Gotteserfahrung passiert nicht dort, wo man sie erwartet. Sie passiert nicht auf dem Höhepunkt. Nicht im Triumph. Nicht im religiösen Vollprogramm. Sie passiert bei einem Mann, der am Ende ist. Der nichts mehr hat. Der unter einem Ginsterstrauch liegt und sagt: *Es reicht*. Sie passiert nicht, weil Elia etwas Besonderes tut oder besonders fromm ist oder die richtige Gebetsformel findet. Sie passiert, weil er da ist. Einfach nur da. An einem Ort, an dem er nicht sein wollte. In einer Situation, die er sich nicht ausgesucht hat.

Und vielleicht ist das der eigentliche Kern dieser Geschichte. Vielleicht braucht es genau das: nicht den großen Plan. Nicht das richtige Argument. Nicht die perfekte religiöse Überzeugung. Sondern einfach nur die Bereitschaft, da zu sein. Auch dann, wenn man nichts erwartet. Auch dann, wenn es sich erstmal ziemlich sinnlos anfühlt.

Denn manchmal fängt etwas genau dort an, wo man es am wenigsten vermutet. Und manchmal erkennt man es erst im Rückblick.

Ich erzähle diese Geschichte am Anfang dieses Buches, weil sie für mich wie eine Blaupause ist. Nicht für eine Theologie. Nicht für eine Lehre. Sondern für eine Erfahrung, die ich immer wieder mache und die mir immer wieder bei anderen Menschen begegnet: Dass das Heilige nicht dort auftaucht, wo man es vermutet. Dass es nicht laut sein muss, um echt zu sein. Dass es manchmal gerade dort anfängt, wo man aufgehört hat, danach zu suchen.

Kol d'mamah dakkah. Der Klang der feinen Stille.

Vielleicht müssen wir einfach aufhören, im Donner nach Gott zu suchen. Vielleicht fängt es da an, wo es still wird.

Was das konkret heißen kann – und wie es sich anfühlt, wenn man das zum ersten Mal am eigenen Leib erlebt –, davon handelt das nächste Kapitel.